

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Vargas Llosa, Mario
Maytas Geschichte

Roman
Aus dem Spanischen von Elke Wehr

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 1605
978-3-518-38105-2

suhrkamp taschenbuch 1605

Wer war Alejandro Mayta? In zehn Kapiteln kreist der Ich-Erzähler die Gestalt des heute gänzlich vergessenen trotzkistischen Revolutionärs ein. Er erzählt, was ihm Verwandte und überlebende Genossen berichten, sucht in seiner eigenen Erinnerung, forscht in den Archiven. Und aus alledem entsteht ein immer dichtereres Porträt Maytas. Von der asketischen Jugend über die heimliche Tätigkeit in grimmig verfeindeten radikalen Zirkeln bis hin zu der *einen* historischen Handlung: der Organisation jenes Aufstands im Andenhochland.

Maytas Geschichte ist ein Roman über die revolutionäre Hoffnung und die organisierte Linke, über Peru heute, über politisches Handeln – seine Notwendigkeit und sein Scheitern –, die eindringliche Studie eines politischen Charakters und nicht zuletzt die Standortbestimmung eines Intellektuellen in einer zerrissenen Situation, die Gleichgültigkeit nicht zulässt.

»Er beherrscht das Spiel meisterhaft, beherrschte es schon in seinem letzten Roman, *Tante Julia und der Kunstschreiber*, und zeigt jetzt wieder, wie er zu spielen versteht, zu jonglieren mit Tatsachen und Erfindungen, mit Wahrheit und Lüge: Mario Vargas Llosa schildert in seinem jüngsten Roman, *Maytas Geschichte*, ein Peru, das es so nie gegeben hat und so nicht gibt und das doch seinem Wesen nach der Wahrheit näher kommt als mancher noch so faktenreiche Dokumentarbericht ... Der Roman ist eine einzige Huldigung an die Literatur und ihre Fähigkeit, Wahrheit zutage zu lügen.« Klara Obermüller, *Die Weltwoche*

Mario Vargas Llosa, geboren 1936 in Arequipa/Peru, ging 1959 als Stipendiat nach Madrid, arbeitete später in Paris für Agence France Press und Radiodiffusion Française. 1966 verlegte er seinen Wohnsitz nach London, wo er 1967 einen Lehrauftrag an der Universität erhielt. In den folgenden Jahren hatte er mehrere Gastprofessuren inne, u.a. in Washington und Puerto Rico. 1976 wurde er zum Präsidenten des Internationalen PEN-Zentrums gewählt. Nach Inkrafttreten der neuen peruanischen Verfassung von 1980 zog er wieder nach Lima, und als 1987 die Wirtschaft Perus verstaatlicht wurde, widmete er sich verstärkt der politischen Arbeit. 1990 bewarb sich Vargas Llosa als Kandidat der Frente Democrático (FREDEMO) bei den peruanischen Präsidentschaftswahlen, in denen er in der Stichwahl unterlag. Mario Vargas Llosa lebt heute in London und Lima.

1996 erhielt er den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Sein Werk erscheint im Suhrkamp Verlag und ist auf Seite 377 dieses Bandes verzeichnet.

Mario Vargas Llosa

Maytas Geschichte

Roman

Aus dem Spanischen
von Elke Wehr

Suhrkamp

Titel der 1984 bei Seix Barral, Barcelona,
erschienenen Originalausgabe: *Historia de Mayta*
Umschlagfoto: Barbara Klemm

suhrkamp taschenbuch 1605

Erste Auflage 1989

© Mario Vargas Llosa 1984

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1986

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des
öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag nach Entwürfen von

Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-38105-2

6 7 8 9 10 11 - 15 14 13 12 11 10

Maytas Geschichte

In den Morgenstunden über den Malecón von Barranco zu laufen, wenn die Luft noch von der Feuchtigkeit der Nacht gesättigt ist und die Bürgersteige glatt und glänzend daliegen, ist eine gute Art, den Tag zu beginnen. Der Himmel ist grau, selbst im Sommer, denn die Sonne taucht nie vor zehn über dem Viertel auf, und der neblige Dunst läßt die Konturen verschwimmen, den Umriß der Möwen, den Pelikan, der die zarte Linie der Steilküste überfliegt. Das Meer zeigt sich bleifarben, dunkelgrün, dampfend, aufgebäumt, mit Schaumflecken und Wellen, die in gleichbleibenden Abständen zum Strand ausrollen. Bisweilen schlingert ein Fischerboot zwischen den Wellenbergen; bisweilen treibt ein Windstoß die Wolken auseinander, und in der Ferne erscheinen La Punta und die erdgrauen Inseln von San Lorenzo und El Frontón. Es ist eine schöne Landschaft, vorausgesetzt, man konzentriert den Blick auf die Elemente und die Vögel. Denn häßlich ist, was der Mensch gemacht hat.

Häßlich sind die Häuser, diese Imitationen von Imitationen, die hinter ihren Fenstergittern, Mauern, Alarmanlagen und Scheinwerfern vor Angst ersticken. Die Fernsehantennen bilden einen gespenstischen Wald. Häßlich sind die Abfälle, die sich am Bordstein des Malecón türmen und die Steilküste hinab verstreut sind. Was hat dazu geführt, daß in diesem, dem schönsten Teil der Stadt, Müllkippen auftauchen? Nachlässigkeit. Warum verbieten die Hausbesitzer ihren Dienstboten nicht, daß sie ihnen die Abfälle praktisch vor die Nase werfen? Weil sie wissen, daß die Dienstboten der Nachbarn sie dann hinwerfen würden oder die Gärtner vom Parque de Barranco oder sogar die Männer von der Müllabfuhr: während ich laufe, sehe ich, wie sie die Abfallkübel, die sie zur städtischen Müllhalde bringen sollten, auf die Abhänge der Steilküste leeren. Und so hat man sich eben abgefunden mit den Geiern, den Kakerlaken, den Mäusen

und dem Gestank dieser Müllkippen, die ich während meiner morgendlichen Dauerläufe habe entstehen und wachsen sehen, dazu die Straßenhunde, die prompt zur Stelle sind und in Schwärmen von Fliegen in den Abfällen scharren. Ich habe mich in den letzten Jahren auch daran gewöhnt, in Gesellschaft streunender Hunde streunende Kinder, Alte, Frauen zu sehen, allesamt mühselig die Abfälle durchwühlend auf der Suche nach etwas, das sich essen, verkaufen oder anziehen läßt. Der Anblick des Elends, einst Monopol der Barriadas, später auch des Zentrums, bietet sich jetzt in der ganzen Stadt, bis hin zu diesen Bezirken – Miraflores, Barranco, San Isidro –, die zu den privilegierten Wohngebieten gehören. Wenn man in Lima lebt, muß man sich entweder an das Elend und den Schmutz gewöhnen oder verrückt werden oder sich umbringen.

Ich bin jedoch sicher, daß Mayta sich nie daran gewöhnt hat. Wenn im Colegio Salesiano der Unterricht zu Ende war, lief er, bevor er in den Bus nach Magdalena stieg, wo wir beide wohnten, zu Don Medardo, einem zerlumpten Blinden, der sich mit seiner verstimmten Geige vor den Eingang der Kirche María Auxiliadora postiert hatte, und gab ihm das mit Käse belegte Vesperbrot, das die Padres in der letzten Pause an uns verteilten. Und montags schenkte er ihm einen Real, den er sich wahrscheinlich von seinem sonntäglichen Taschengeld absparte. Als wir uns auf die Erstkommunion vorbereiteten, ließ er einmal während einer der Vorbereitungsstunden Padre Luis zusammenzucken, als er ihn unvermittelt fragte: »Warum gibt es Arme und Reiche, Padre? Sind wir denn nicht alle Kinder Gottes?« Ständig sprach er von den Armen, den Blinden, den Krüppeln, den Waisen, den Irren auf der Straße, und auch das letzte Mal, als ich ihn sah, viele Jahre nachdem wir Mitschüler am Salesiano gewesen waren, kam er auf sein altes Thema zurück, während wir an der Plaza San Martín einen Kaffee tranken: »Hast du gesehen, wieviel Bettler es in Lima gibt? Tausende und Abertausende.« Schon vor seinem berühmten

Hungerstreik glaubten viele von uns in der Klasse, daß er Priester werden würde. Die Sorge um die Armen war für uns damals etwas für Tonsuranwärter, nichts für Revolutionäre. Zu dieser Zeit verstanden wir viel von Religion, wenig von Politik und überhaupt nichts von der Revolution. Mayta war ein pummeliger Krauskopf mit Plattfüßen, auseinanderstehenden Zähnen und einer Art zu gehen, bei der er die Fußspitzen nach außen stellte. Er trug immer kurze Hosen mit einer grünenoppten Wollweste und einen verfrorenen kleinen Schal, den er auch im Unterricht anbehielt. Wir zogen ihn oft auf, weil er sich so um die Armen sorgte, weil er bei der Messe half, weil er mit solcher Inbrunst betete und sich bekreuzigte, weil er so schlecht Fußball spielte, und vor allem, weil er Mayta hieß. »Freßt euren Rotz«, sagte er. Obwohl er aus einer sehr bescheidenen Familie kam, war er nicht der Ärmste in der Schule. Wir Schüler von Salesiano unterschieden uns kaum von denen der staatlichen Schulen, weil unsere Schule nicht nur von Weißen besucht wurde, wie das Santa María oder La Immaculada, sondern auch von Jungen aus armen Schichten der Mittelklasse, Söhnen von Angestellten, Beamten, Militärs, nicht sehr erfolgreichen Freiberuflern, Handwerkern und sogar gelernten Arbeitern. Es gab mehr Cholos unter uns als Weiße, Mulatten, Zambos, China- und Japanstämmige, hellhäutige Mestizen und Unmengen von Indios. Aber obwohl viele Salesianer kupferfarbene Haut, hervorstehende Backenknochen, stumpfe Nasen und störrisch abstehendes Haar hatten, war Mayta der einzige mit indianischem Namen, an den ich mich erinnern kann. Im übrigen floß nicht mehr indianisches Blut in ihm als in irgendeinem von uns, und seine bläßliche, leicht grüne Haut, sein krauses Haar und seine Gesichtszüge waren die des Durchschnittsperuaners: des Mestizen. Er wohnte gleich neben der Pfarrkirche La Magdalena, in einem schmalen Häuschen mit verwaschenen Farben und ohne Garten, das ich sehr gut kannte, denn einen ganzen Monat lang besuchte ich ihn jeden Nachmittag, und wir lasen uns gegenseitig mit

lauter Stimme den Roman *Der Graf von Monte Christo* vor, den ich zum Geburtstag geschenkt bekommen hatte und von dem wir beide wie gebannt waren. Seine Mutter arbeitete als Krankenschwester in der Entbindungsanstalt und machte Hausbesuche, um den Leuten Spritzen zu geben. Wir sahen sie durch das Busfenster, wenn sie Mayta die Tür aufmachte. Sie war eine kräftige Frau mit grauen Haaren, die ihrem Sohn einen flüchtigen Kuß gab, als hätte sie keine Zeit. Seinen Vater haben wir nie gesehen, und ich war sicher, daß er nicht existierte, aber Mayta schwor, daß er wegen seiner Arbeit als Ingenieur – der Beruf, dem damals unsere ganze Ehrfurcht galt – ständig auf Reisen sei.

Ich habe meinen Dauerlauf beendet. Zwanzig Minuten, zum Parque Salazar und zurück, das ist nicht übel. Zudem habe ich während des Laufens vergessen können, daß ich lief, und mir die Unterrichtsstunden im Salesiano, Maytas tiefstes Gesicht, seinen Watschelgang und seine Piepsstimme ins Gedächtnis zurückgerufen. Er ist da, ich kann ihn sehen, ihn hören, und ich werde ihn weiter sehen und hören, während sich meine Atmung normalisiert, ich die Zeitung durchblättere, frühstücke, eine Dusche nehme und mich an die Arbeit mache.

Als seine Mutter starb – wir waren in der dritten Klasse der Oberschule –, zog Mayta zu einer Tante, die auch seine Patin war. Er sprach mit großer Zuneigung von ihr und erzählte uns, daß sie ihm Geschenke zu Weihnachten und zu seinem Namenstag machte und ihn manchmal mit ins Kino nahm. Die Beziehung zwischen ihm und Doña Josefa muß wirklich sehr gut gewesen sein, denn sie dauerte fort, nachdem Mayta begonnen hatte, sein eigenes Leben zu führen. Trotz allem, was ihm zustieß, besuchte er sie weiter regelmäßig in all den Jahren, und bei ihr fand auch die Begegnung mit Vallejos statt.

Und wie ist sie jetzt, ein Vierteljahrhundert nach jener Fiesta, Doña Josefa Arrisueño? Das frage ich mich, seit ich am Telefon mit ihr gesprochen habe und sie bewegen